GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften

Schadler, Cornelia

2016

https://doi.org/10.25595/2673

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schadler, Cornelia: *Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 8 (2016) Nr: 1, 11–26. DOI: https://doi.org/10.25595/2673.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/gender.v8i1.22198

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Schwerpunkt

Cornelia Schadler, Paula-Irene Villa

Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften

Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit Intimitäts- und Subjektivierungsformen in Mehrfachpartnerschaften, insbesondere in polyamoren Beziehungen. In einer Analyse von narrativen Interviews zu Beziehungsbiografien gehen wir dabei besonders auf Selbstdefinitionen der Beziehungsform und Erzählungen über Beziehungsalltage ein. Beziehungen definieren sich, so stellen wir fest, in Mehrfachpartnerschaften nicht über vordefinierte Subjektpositionen, sondern über dynamische Relationen innerhalb eines Beziehungsgeflechts. Dabei ziehen Benennungs- als Vereindeutigungspraktiken die Grenzen zwischen spezifischen Partnerschaften, während Intimität (Gefühle von Liebe, intensive persönliche Beziehungen oder Sexualität) auch in unbenannten, also unbestimmte(re)n Beziehungen gelebt werden kann. Die Beziehungskonstellationen scheinen vor allem eins: Aushandlungssache. In diesen Verhandlungen von Liebe und Intimität bilden sich Subjekte, die sich einerseits als hochindividualisierte Menschen mit hochspezifischen Bedürfnissen artikulieren, deren Grenzen andererseits durch die Imperative der Ehrlichkeit und Offenheit in den Beziehungen auch brüchig sind. Wir interpretieren dieses Selbstverhältnis als Subjektform ‚Polyviduen', d. h. Immer-Vielfach-Verbundene, die innerhalb dieses Verbundenseins zugleich hoch individuell sind. Fixe Vorstellungen von vergeschlechtlichen Bedürfnissen oder Geschlechterrollen finden wir in den Daten entgegen unserer Erwartungen kaum. Vordergründig geben sich Polyviduen als geschlechtslose Verhandlungspartner*innen.

Schlüsselwörter
Polyamorie, Liebe, Intimität, Individualisierung, Subjektivierung

Summary

Polyviduals: Love and subjectivity in polyamorous relationships

This article deals with enactments of intimacy and love in polyamorous relationships. We conducted narrative interviews that included the participants' relationship biographies. In particular, we focused on self-definitions and accounts of everyday life in polyamorous relationships. We found no predefined subject positions but rather relational positions within a network of relationships that are up for negotiation when constellations shift. The boundaries between different forms of partnership are often drawn by actively designating a relationship. However, we also found the very same practices of intimacy (sentiments of love, intense personal relationships or sexuality) in non-designated relationships. Relationship constellations are, above all, the outcome of constant negotiation. These negotiation practices include super-individualized subjects with highly individual needs on the one hand and subjects with eroding boundaries on the other, because negotiation practices force them to be honest and open. We call the emerging subjects "polyviduals", that is individuals who are intrinsically connected to others in their network, but with highly individualized needs. Contrary to our expectations, we found hardly any predefined accounts of gendered needs or gender roles in our interviews. In general, polyviduals narrate themselves as ungendered negotiation partners.

Keywords
polyamory, love, intimacy, individualization, subjectivity

1 Einleitung

Dass Formen des Zusammenlebens, die öffentlich praktizierbar sind, an Diversität gewinnen, ist in der Forschung unumstritten. Die Vielfalt der möglichen privaten Beziehungsformen wird größer (Widmer/Jallinoja 2008), während sich tradierte Formen nicht einfach auflösen, sondern weiterhin fester Bestandteil lebensweltlicher Praxis und gesellschaftlicher Deutungsmuster bleiben (Kortendiek 2004; Villa/Thiessen 2009). Nicht-heteronormative Beziehungen und statistisch – bislang – nicht erfasste Formen des Zusammenlebens sind im Zuge dieser Prozesse in den wissenschaftlichen Blick gerückt (Roseneil/Budgeon 2004; Sheff 2005).

Besondere mediale Aufmerksamkeit haben jüngst polyamore Beziehungsformen erfahren (z. B. Mayer 2015; Hummel 2013); solche Formen also, die in expliziter Weise nicht der seriellen Zweisamkeit bzw. der seriellen Paarmonogamie entsprechen. Folglich gelten polyamore Beziehungsformen manchen als Ausdruck von Emanzipations- und Freiheitsgewinnen, als kreative und selbstbestimmte Überwindung des konventionellen Status quo (Mayer 2015). In unserem Beitrag befassen wir uns im Allgemeinen mit monogamiekritischen Beziehungsformen, die sich selbst das Label Polyamorie geben. Im Besonderen möchten wir auf (nicht) vergeschlechtlichte Subjektformen eingehen, die in polyamoren Erfahrungen deutlich werden. Dabei werden wir in der Verschränkung von empirischer und sozialtheoretischer Analyse insbesondere Erzählungen zu Beziehungsdefinitionen und Beziehungsalltagen in den Blick nehmen.

2 Polyamore Beziehungen

Die sozialwissenschaftliche Literatur definiert polyamoröse Beziehungen „as an agreement among all partners involved to engage in more than one concurrent relationship that is romantically and sexually intimate“ (Ziegler et al. 2014: 3). Nah am Alltagsverständnis also sind mit polyamorösen Beziehungen solche gemeint, bei denen erwachsene Menschen Liebesbeziehungen miteinander eingehen – Sexualität oft, aber nicht zwingend inbegriffen –, die gleichzeitig mehr als jeweils eine weitere Person involvieren. Wir folgen aus forschungspragmatischen Gründen dieser Konturierung, bleiben jedoch – aus erkenntnisleitenden Motiven – offen für die praktisch wirksamen subjektiven Deutungen der Akteur*innen.

Polyamorie ist neben gelebter Praxis auch eine (umkämpfte und in andauernder Aushandlung stehende) Chiffre zur Verständigung und Selbstbezeichnung von Menschen und Gruppen. Sie ist zudem Teil einer Diskursstrategie im Rahmen einer breiteren Bewegung, die Vorstellungen von heteronormativen Beziehungsformen und deren Geschlechterkonstruktionen kritisiert (Haritaworn/Lin/Klesse 2006): Innerhalb kapitalismuskritischer Gruppen, LGBTQI*-Gruppierungen oder spezifischer BDSM-Szenen[1]

1 LGBTQI* steht für Lesbian, Gay, Bi, Transgender/Transsexual, Questioning or Queer and Intersex sowie weitere geschlechtliche Positionen jenseits der binären Logik. BDSM steht für Bondage, Discipline, Sadism, Masochism. Beide Abkürzungen werden jeweils in aktivistischen und subkulturellen Konstellationen verwendet.

werden patriarchale Strukturen sowie deren Konzepte von heteronormativer Familie und exklusiver Sexualität hinterfragt, z. T. auch aktivistisch bekämpft. Anschließend an feministische und gesellschaftskritische Positionen, die seit der ersten Frauenbewegung monogame Lebensformen zu hinterfragen begannen (z. B. Goldman 1978), werden in den genannten Konstellationen private Existenzweisen, die nicht der Norm bzw. den Konventionen entsprechen, als Kritik an hegemonialen Strukturen gerahmt: Das Private bzw. Intime ist hier explizit (weiterhin) politisch. Weiterer Bezugspunkt polyamorer Selbstbeschreibungen sind die Auseinandersetzungen mit und rund um Wahlfamilien und ‚queer kinship' ab den 1990er Jahren, in denen auf Naturalisierungen basierende Konventionen und Konzepte von Verwandtschaft, Beziehung, Liebe und Freundschaft kritisch befragt wurden (Roseneil/Budgeon 2004).

Die Polyamorie-Debatte wird zudem durch eine Reihe von Beziehungsratgebern befeuert (Anapol 1997; Easton/Hardy 1997; Schroedter/Vetter 2010). In diesem Zusammenhang zielt der Begriff Polyamorie kaum auf Gesellschaftskritik, dafür umso stärker auf individuelle Persönlichkeitsentfaltung und Selbstbestimmung: Liebesgefühle aller Art, auch und vor allem zum eigenen Selbst, sollen nicht durch gesellschaftliche Strukturen beschnitten werden. In diesen Texten finden sich vielfach (zumindest vordergründig) klare Unterscheidungen zwischen Polyamorie und anderen Formen der konsensualen Nicht-Monogamie sowie deren Bewertung seitens der Autor*innen. So zeigt Christian Klesse (2006), dass mit der Betonung von *Liebes*beziehungen in Polyamorie-Communities diese sich explizit von Communities abgrenzen, die nicht-monogame *Sexualität* positiv bewerten. Dabei werden Langfristigkeit und Verbindlichkeit mit Liebe, Sexualität hingegen mit Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und als unpersönlich assoziiert. Menschen, die Polyamorie mit Letzterem verbinden, werden in der Folge abgewertet.

Die (sozial)wissenschaftliche Auseinandersetzung hat sich bislang vor allem damit beschäftigt, Polyamorie von anderen Formen der Liebe, Intimität und privater Beziehungen abzugrenzen (Sheff 2005; Pieper/Bauer 2014), dabei das Verhältnis zu gesellschaftlichen Strukturen zu thematisieren (Ho 2006; Ritchie/Barker 2006) oder aber Falldarstellungen von Menschen in Mehrfachbeziehungen zu zeichnen (Sheff 2005; Schroedter/Vetter 2010). In der noch recht jungen akademischen Thematisierung von Polyamorie fehlen jedoch, unter anderem, Untersuchungen zu spezifischen Konzepten von Subjektivität und zu den Geschlechterkonstruktionen, die diese beinhalten. Unser Artikel setzt hier an: Wir arbeiten auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung Subjektformen heraus, die wir als *Polyvidualisierung* in Prozessen *situativer Individualisierung* deuten.

3 Theoretische Rahmungen

Dieser Beitrag nimmt die praxisrelevanten Narrative von Menschen in polyamorösen Lebensweisen in den forschenden Blick. Wir tragen bei der empirischen Rekonstruktion sowie der theoretischen Analyse des Materials eine spezifische Brille: Unsere Lesart ist wesentlich queer- und geschlechtertheoretisch sowie intimitätssoziologisch gerahmt. Wir setzen ein an Foucault anschließendes Verständnis von Sexualität und Begehren als

wesentlich diskursiv konstituiert voraus (Foucault 1987). Begehren ist demnach immer schon gesellschaftlich verfasst, es wird zum Bestandteil von epistemischen Regimes und konkret in spezifische institutionalisierte Formen gegossen – aus denen es aber immer auch ‚hinaus' fließt oder zumindest fließen kann. Das heißt, Sexualität bzw. Begehren wohnt auch ein Eigensinn inne, der sich den diskursiven Programmatiken nicht immer fügt und also auch ein Potenzial zum sozialen Wandel hat.[2] Foucault hat jedoch bekanntlich nachdrücklich auf die Verklammerung von Sexualität, Begehren und Herrschaft verwiesen und jegliche Vorstellung einer ‚eigentlichen' oder ‚authentischen' Sexualität konsequent zurückgewiesen.

Des Weiteren gehen wir mit Gayle Rubin (2003; Orig. 1984) davon aus, dass Diskurse zu und hegemoniale Deutungen von Sexualität in hochproduktiver Weise mit Herrschaft verklammert sind: „Sex ist immer politisch" (Rubin 2003: 31). Rubin argumentiert, dass und wie verschiedene sexuelle Formen und Tätigkeiten als mehr oder weniger legitim, mehr oder weniger ‚schmutzig' (oder rein), mehr oder weniger „gefährlich, ungesund und verdorben" (Rubin 2003: 41) gedeutet und entsprechend sozial, juristisch, ökonomisch und kulturell reguliert werden. Rubin zufolge ist jegliche Sexualität vorerst ‚verdächtig', sie wird aber eher gesellschaftlich geachtet, wenn sie sich an die heteronormative Form der biologischen Reproduktion in der bürgerlichen ‚Kernfamilie' annähert: Diese gilt als „gute, normale, natürliche, gesegnete" (Rubin 2003: 43f.), kurzum: eigentliche Sexualität. Je weniger heteronormativ, je weniger ‚weiß' und je weniger monogam – je weiter also vom ideologischen Konstrukt der westeuropäisch-bürgerlichen Kleinfamilie entfernt –, umso ‚schlechter' bzw. verworfener die sexuelle Form. Insbesondere Sexualitätsformen, die als ‚Lust an und für sich' gelten, werden gesellschaftlich geächtet. In diesem diskursiv-normativen Zusammenhang werden Liebe, Freundschaft, Intimität und Sexualität beständig verhandelt, gegeneinander abgegrenzt und aufeinander bezogen.

In diesem analytischen Licht lesen wir nun die bereits angesprochenen Auseinandersetzungen um die Definition von Polyamorie: Die immer wieder in Fachliteratur, populären Ratgebern und in der lebensweltlichen Praxis formulierten Abgrenzungen etwa gegenüber Promiskuität oder ‚nur Sex' lassen sich mit Foucault und Rubin als Teil herrschaftsförmiger diskursiver Dynamiken verstehen, die ihrerseits Teil historisch spezifischer gesellschaftlicher Ordnung sind. Wir gehen weiter, wiederum mit Foucault und Butler, davon aus, dass die Wirkmächtigkeit diskursiver Normativität nicht zuletzt darin besteht, spezifische ‚Subjekte von Gewicht' hervorzubringen: Subjekte, die sozial anerkennbar und legitim sind (Butler 1991), die mithin als ‚richtige, eigentliche, normale' Personen gelten. Solche Subjektpositionen sind auch und womöglich besonders in den sexual- und geschlechterpolitischen Regimes eingelassen: Personen, die nur, insofern sie sexuell und beziehungsbezogen in spezifischer Weise agieren und verortet sind/werden, etwa als *Frauen* und *Männer* anerkennbar werden. Wir gehen also davon aus, dass sich diskursiv verfasste geschlechtliche und sexuelle sowie Liebesverhältnisse verklammern und dass dies sowohl institutionelle Bedingungen und Verfestigungen auf der strukturellen als auch Subjektivierungseffekte auf der individuellen Ebene hat. Unser empirisches Material zeigt in dieser Hinsicht deutlich, wie sich insbesondere Letzteres gestaltet.

2 Wir folgen hier, wenngleich in kritischer Diskussion (vgl. Villa 2015), dem Verständnis von ‚Sex' bei Sigusch (z. B. 2013).

Schließlich gehen wir mit einer Fülle soziologischer Analysen davon aus, dass sich Liebes- und Intimitätsformen gesellschaftlich wandeln und dass sie insbesondere mit ökonomischen und kulturellen Dynamiken eng verflochten sind. Vor allem Beck/Beck-Gernsheim (1990) und Giddens (1993) haben diesen Wandel ausdrücklich als Reflexivierung modernisierungstheoretisch analysiert und gehen – bei allen Unterschieden zwischen den Ansätzen – gleichermaßen von einer zunehmenden Individualisierung der Liebe/Intimität aus. Dies meint, dass private Beziehungsformen zunehmend gestaltbar und gestaltungsbedürftig werden, insofern sich die normative Kraft der traditionalen Konventionen relativiert. Dies impliziert auch, dass sich mit der Selbstverortung als besonders individualisierte – mithin anti-konventionelle – Person Distinktionsgewinne im Sinne ausgeprägter Reflexivität und Autonomie erzielen lassen. Auch diese Form der Selbstinszenierung findet sich in unserem empirischen Material.

4 Empirie

Im Jahr 2014 wurden narrative Interviews mit 20 Menschen im deutschsprachigen Raum durchgeführt, die sich selbst als polyamorös definierten. Die Interviews stammen aus der Studie „Family as a Nexus of Material-Discursive Practices“ (Projektleiterin Cornelia Schadler), finanziert durch ein Erwin-Schrödinger-Stipendium des österreichischen Forschungsförderungsfonds und co-finanziert durch die Marie-Curie-Actions der Europäischen Kommission (Projekt-Nr. J3541). Das Projekt konzentriert sich auf Grenzziehungsprozesse zwischen verschiedenen Beziehungsformen und innerhalb von Beziehungskonstellationen. Die zentrale Frage für das Teilprojekt Polyamorie lautete: Wie werden spezifische Formen von Menschen innerhalb der Beziehungen verdichtet, d. h. als ‚wer‘ und ‚wie‘ werden Subjekte (un)sichtbar, die polyamorös leben? Die Analyse der Interviews arbeitete Grenzziehungsprozesse heraus, die spezifische Praktiken und Deutungen inkludieren.

Die Rekrutierung der Teilnehmer*innen erfolgte über einen schriftlichen Aufruf zu Interviews, der in themenspezifischen Newslettern, Mailinglisten und Facebookseiten verbreitet wurde. Die Teilnehmer*innen verteilen sich über den gesamten deutschsprachigen Raum und leben an Orten mit wenigen Tausend Einwohner*innen bis hin zu mehreren Millionen Einwohner*innen. Die Teilnehmer*innen an dieser Studie sind der Mittelschicht zuzurechnen. Die Interviewten arbeiten in unterschiedlichen, aber zugleich durchgängig bildungsaffinen Branchen: Sozialberufe, in Wissenschaft und Forschung, Banken, IT-Unternehmen, oder sie sind selbstständig (etwa als Berater*in) tätig. Ihr Alter reicht von 25 bis 50. Alle Teilnehmer*innen leben schon mehrere Jahre in polyamorösen Beziehungen, die Hälfte der Teilnehmer*innen seit einem Jahrzehnt oder mehr.

4.1 Polyamorös lieben

Den Interviewpartner*innen fällt es durchgängig schwer, Polyamorie eindeutig zu definieren. Als Mehrfachbeziehung werden alle Beziehungen definiert, die intime Beziehungen zwischen mehreren Erwachsenen gleichzeitig beinhalten. Diese intimen Be-

ziehungen beruhten auf drei praktisch relevanten Grundpfeilern: sexuelle Beziehung, persönliche Beziehung (z. B. intensive persönliche Gespräche), Gefühle (Liebe, tiefe Freundschaft). Zwei dieser drei Aspekte waren in allen Definitionsversuchen erkennbar.

Liebe wird in einigen Interviews als das Gefühl beschrieben, das eine Beziehung zwischen Menschen zu einer Partnerschaft macht und das sich nicht nur auf einen Menschen beschränken lässt. „Wir haben jetzt mehrere Poly-Beziehungen in unserer Umgebung [...] aber die sind so unterschiedlich. Wir würden nur das gemeinsam haben, dass wir mehr als eine Person lieben", meint Fiona. Für Bert bleibt die Rolle der Sexualität als Grundlage für Beziehungen in diesen Beschreibungen ambivalent.

„Dann hab ich das Gefühl, dass viele das missverstehen und glauben, es ist wichtig, dass ich zwei Frauen hab oder dass ich mit zwei Frauen im Bett sein kann. Ich geh jetzt nicht hin und sag, das ist nicht geil, aber ich sitz hier und sage, mir geht's ernsthaft um die Liebe, die ich da erfahr. Und deswegen sage ich auch, bin ich polyamor. Und deswegen sag ich auch, hatte ich gewisserweise auch schon eine Polybeziehung mit Barbara [eine Frau, mit der Bert eine intensive persönliche, aber keine sexuelle Beziehung hatte, Anm. Autor*innen]". (Bert)

Mehrfachbeziehungen werden in diesem Narrativ von einem *Gefühl* der Liebe ausgelöst, das zwischen mehreren Personen entsteht und dem sich Bert gewissermaßen passiv hingibt – ein Gefühl, das stärker ist als die Person. Sexualität kann ein Teil der Beziehungen sein, ist aber, so wird hier betont, nicht entscheidend. ‚Ernsthaft' ist vielmehr die Liebe (im Gegensatz zu ‚Geilheit'). Zu Barbara führte Bert eine Beziehung, die aus langen Gesprächen und dem Austausch von wichtigen Gefühlen und Gedanken bestand. Aus diesem Grund ist er unsicher, ob dies nicht auch eine Beziehung sein könnte. Hier erkennen wir mit Rubin einen historisch gewordenen (Herrschafts-)Diskurs, der spezifische Formen von Intimität sowie Liebe über die Nachrangigkeit der Sexualität legitimiert, indem andere Formen marginalisiert werden. Sexualität steht in diesem Zitat gewissermaßen im Dienste der ‚eigentlich wichtigen' Liebe, Sexualität ist nachranging – was wir nicht nur als Ausdruck einer vorgängigen Praxis verstehen, sondern als Grenzziehungspraxis in der Interviewsituation.

Definitorische Unsicherheiten werden in unserer Empirie auch als produktiv erlebt, indem Beziehungen zu verschiedenen Menschen nicht durch vordefinierte Konzepte eingeschränkt werden. Sie ermöglichen die Freiheit, intensive Gefühle für Menschen zu haben, ohne diese in konventionelle Begriffe fassen zu müssen: „Für mich hat das einfach kein Label, ist manchmal auch schwierig so wenn mich Leute fragen", meint Nena. Sie teilt Sexualität und Freundschaft mit mehreren Menschen und möchte den Beziehungen keinen Namen geben. Dies stellt, so werden wir noch ausführlicher diskutieren, u. E. durchaus auch eine subjektivierende Distinktionsstrategie im Sinne der ‚reflexiv-individualisierten' Person dar, die sich anti-konventionell die eigene (Beziehungs-)Biografie „bastelt" (Hitzler/Honer 1994).

Wenn formelle und informelle Verbindungen in polyamorösen Beziehungen in Interviews benannt werden, werden die Grenzen dieser Konzepte verhandelt. Bert ist verheiratet und lebt mit dieser Partnerin auch zusammen. Eine weitere Partnerin trifft er regelmäßig genauso wie Barbara, deren Status undefiniert ist. Benennungen sind verbunden mit Mustern, in denen diese Beziehungen verlaufen, und geben Aktivitäten vor, die Partner*innen miteinander tun: etwa nach außen als Paar oder Triade auftreten,

gemeinsam die nähere und weitere Zukunft planen, gemeinsame Anschaffungen, Familienplanung oder Unterstützung in Krankheitsfällen.

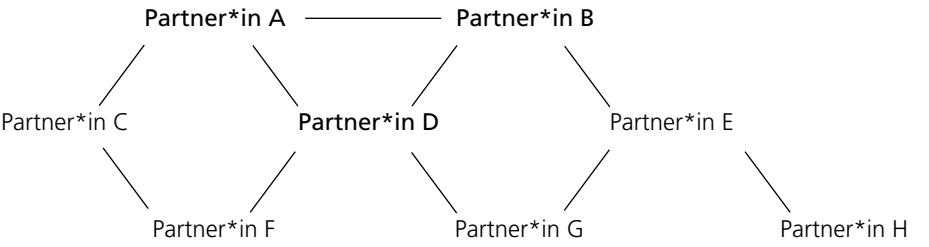
„Deswegen rede ich mit Berta natürlich über ganz andere Dinge und der fundamentale Unterschied ist auch, Berta und ich planen. Bella und ich planen nicht." (Bert)

„In der Zeit [als sie krank war, Anm. Autor*innen] dachte ich mir auch manchmal: ‚Mensch so wärs halt irgendwie auch geil, so einen klassischen Boyfriend zu haben, den man halt verpflichten kann irgendwie hier zu sitzen und einen zu tätscheln'". (Nena)

Die unsignifizierte Gegenwärtigkeit, die von den Interviewteilnehmer*innen mit unbenannten Beziehungen verbunden wird, tritt in diesen Erzählungen in den Hintergrund. Die Benennungspraktiken und die damit beschriebenen Tätigkeiten sind auf andere Weise produktiv: Sie schaffen Subjekte, die Sicherheit und Geborgenheit fühlen, die Pflichten übernehmen und die gleichzeitig Solidarität einfordern können. Nena, die nur Beziehungen lebt, die keine Benennung haben, vermisst diese Eigenschaften von signifizierten Beziehungen nur in wenigen Situationen, z. B. in Krankheitsfällen. Gleichzeitig produziert die Befreiung von Benennungspraktiken und den damit verbundenen Beziehungsschablonen auch die Möglichkeit, Intimität dauerhaft neu zu verhandeln.

Benennungspraktiken und gemeinsame Aktivitäten ergeben höchst unterschiedliche Konstellationen von Menschen. Während Zweierbeziehungen durch eine fixe Anzahl von Menschen definiert sind, können für polyamoröse Beziehungen nur *mögliche* Relationen definiert werden, die in den Interviews zudem vielfach als besonders dynamisch und gestaltungsoffen konturiert werden. Idealtypisch zeigen sich in den Interviews folgende Benennungen und Relationsformen als Teile von Poly-Beziehungen: V-Beziehungen und Gruppenbeziehungen. Eine V-Beziehung ist eine Person mit zwei Partner*innen. Diese führt zu diesen beiden Partner*innen jeweils eine Beziehung. Die jeweiligen Partner*innen befinden sich miteinander nicht in einer Partnerschaft, sondern bezeichnen sich gegenseitig als ‚Metamour'. Bei einer Gruppenbeziehung haben alle Mitglieder eines Netzwerkes eine Partnerschaft miteinander. Ein polyamores Netzwerk kann nun aus mehreren dieser beiden Grundbausteine zusammengesetzt sein: aus mehreren V-Beziehungen (N- oder W-Beziehungen) oder aus Mischungen aus Gruppen und V-Beziehungen.

Folgendes Beispiel veranschaulicht dies: Partner*in A, B und D befinden sich in einer Gruppenbeziehung. Alle Partner*innen haben aber auch weitere Beziehungen.



Die Beziehungskonstellationen können sich verändern oder auch unklar sein. Bert berichtet davon, dass seine V-Konstellation gelegentlich zu einer Gruppenkonstellation wird, wenn er mit beiden Partner*innen den Abend verbringt, sie sich intensiv austauschen und dann auch Sexualität zu dritt teilen. In anderen Interviews war es wiederum unklar, ob zwei Personen sich als Metamours oder Partner*innen einordnen. In all diesen Fällen zogen es die Interviewpartner*innen vor, keine Bezeichnung zu wählen.

„wir waren dann so eine Dreierkonstellation. Beziehungsweise am Anfang war das so ein V, also mein Freund hatte eine Beziehung zu ihm und eine zu mir, aber das hat sich dann verändert mit der Zeit [...] und ich weiß noch, dass ich dann immer überlegt hab, ob ich sagen soll, dass ich mit ihm auch zusammen bin und das war dann so nach Stimmung". (Klaus)

Zusätzlich gibt es in einigen Netzwerken hierarchisierte Beziehungen, während in anderen Netzwerken darauf geachtet wird, dass alle Partner*innen gleich viel Zeit oder Aufmerksamkeit bekommen. Ein spezifisches Zusammenspiel aus Tätigkeiten (Intimitäten austauschen) und Benennungspraktiken (eine Person als Partner*in, Freund*in, Erotikpartner*in, beste*r Freund*in bezeichnen) ergibt ein spezifisches polyamoröses Beziehungsgeflecht. Benennungspraktiken ziehen die Grenze zwischen Partnerschaft und Freundschaft oder signifizierter und unsignifizierter Beziehung, auch wenn diese im gemeinsamen Handeln immer wieder unklar werden können.

Mehrfachpartnerschaften sind insgesamt stark relational und situativ. Die Dachdefinition Polyamorie hat für die Akteur_innen den Vorteil, sich mit anderen entlang einer Chiffre austauschen zu können und andere Menschen zu treffen, die das Konzept ebenfalls verwenden, auch wenn sie Unterschiedliches darunter verstehen.

„Es [Definition Polyamorie, Anm. der Autor*innen] wird nur insofern wichtig, um etwas zu haben, wenn andere fragen, um da ein Konzept vermitteln zu können [...] Was schön war und was schön ist, ist die Tatsache, dass es andere gibt, das ist uns schon viel viel wert. Also dass eben wir uns mit anderen reflektieren können, auch in andere Konstrukte reinsehen." (Gerda)

Interessant ist, dass die Beziehungen im Selbstverständnis von Gerda ‚Konstrukte' sind, deren gemeinsame Reflexion zudem als Bereicherung erlebt wird. Reflexion wird als ‚schön' bezeichnet, sie bekommt im Narrativ eine ästhetisch-affektive Qualität. Im Lichte der (von uns nicht affirmativ, sondern analytisch gebrauchten) Individualisierungstheorie erkennen wir auch hier eine positive Aufladung von Reflexion und eine Selbststilisierung als ‚reflexiv', die Distinktionsgewinne verspricht.

Die Interviewteilnehmer*innen grenzen sich von Menschen ab, die *heimliche* Beziehungen führen. Beziehungen und auch die Intensität einer Beziehung sollen in der eigenen (Gruppen-)Konstellation bzw. in der Community, also ‚öffentlich', erkennbar sein. Die Öffentlichkeit bzw. Sichtbarkeit von polyamorösen Beziehungen wird in den Interviews mit einer spezifischen moralischen Überlegenheit verbunden, die sich von heimlichen Affären und Beziehungen im offiziellen Gewand monogamer Paare abgrenzt:

„Da find ich Poly viel fairer, wenn man eh weiß, bevor der andere da heimlich was hinterm Rücken macht." (Fiona)

„[...] weil ich es auch im direkten Umfeld immer wieder sehe, dass viele Leute total scheinheilig sind, die ihre Partner heimlich betrügen und dann in großer Runde erzählen, dass ja das ganz schlimm ist, wenn man fremd geht." (Mara)

In Mehrfachpartnerschaften haben, so betonen die Interviewten, „Scheinheiligkeiten" keinen Platz. Hier zeigt sich erneut das praktische Selbstverständnis, wonach sich Polyamorie – gewollt – gegen soziale Konventionen richtet: Heimlich agierende Polyamoröse haben, so wird unterstellt, ein falsches Bewusstsein, welches nicht zu ihren eigentlichen (körperlichen und psychischen) Bedürfnissen passe. Mehrfachbeziehungen werden in dieser Argumentation als authentischer und wahrhaftiger gedeutet als die Norm der Monogamie, die Menschen zur Lüge zwinge.

Anthony Giddens (1993) definiert moderne Liebe als „confluent love": Partnerschaften werden gebildet und aufrechterhalten, solange die beteiligten Personen ihre Bedürfnisse darin befriedigen können. Monogamie ist in diesem Konzept im Prinzip nicht notwendig. Die beteiligten Personen tauchen idealtypisch wesentlich als hochgradig individualisierte Personen jenseits von Tradition und Konvention auf. In unserer Studie zeigen sich Liebe und Intimität[3] ebenso als derart von Aushandlungsprozessen geprägt bzw. sie werden im Interview derart erzählt. Was die Interviewpartner*innen als Liebe definieren – ein intensives Gefühlserleben, das sich auf eine andere Person richtet –, ist häufig (aber nicht immer) ein wesentlicher Grund, eine Partnerschaft einzugehen. Sexuelle Beziehungen, persönliche Beziehung (z. B. lange intime Gespräche), Gefühle (Liebe, tiefe Freundschaft) können eine Basis für Partnerschaften sein. Benennungspraktiken, die eine Beziehung als Liebesbeziehung oder Partnerschaft bezeichnen, bilden hier Grenzen zwischen verschiedenen Relationen. Charakteristisch ist, dass Mehrfachpartnerschaften nicht über vordefinierte Subjektpositionen, die an den Beziehungen teilhaben, bestimmt werden können, sondern über dynamische Relationen und Beziehungskonstellationen. Definitionen von Liebe und Intimität verdichten und verflüssigen sich innerhalb dieser Transformationsprozesse. Vor diesem Hintergrund werden die dauerhafte (Selbst-)Reflexion und die darüber geführte Kommunikation zum zentralen Selbstverständnis in polyamoren Konstellationen. Reflexivität und Kommunikation scheinen per se ‚gut' und ‚besser' als die präreflexiven Routinen der Konvention und die darin enthaltene Nicht-Kommunikation, die ihrerseits zu Heimlichkeiten und Scheinheiligkeiten führe.

4.2 Polyviduen: Subjektivierungsprozesse in polyamorösen Alltagen

Unsere Interviewpartner*innen haben sowohl langfristige Liebesbeziehungen wie auch kurzfristige und langfristige sexuelle Partnerschaften. Die jeweiligen Konstellationen sind vor allem eins: Aushandlungssache. Dies führt uns zur wichtigsten Norm und Tätigkeit in Mehrfachpartnerschaften: Alles muss mit allen verhandelt werden. Dies ergibt, wie wir im Folgenden zeigen, eine paradoxe Situation, in der die beteiligten Personen einerseits als *Individuen* geschaffen werden, die sich hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und Begehren ‚natürlich' stark voneinander unterscheiden, und andererseits werden *Polyviduen* geschaffen, deren Grenzen sich zeitweise im Netzwerk auflösen.

3 Wir sehen Liebe als eine spezifische Form von Intimität. Es fehlt hier der Raum, die vielen Verschränkungen dieser beiden Begriffe zu diskutieren (vgl. Villa/Meßmer 2014).

Aushandlungskommunikation verläuft kontinuierlich, hauptsächlich durch gemeinsame Gespräche unter Anwesenden oder auch in digitaler Form (E-Mails, Chats usw.). Die Kommunikation dient dazu, in Zwie- oder Gruppengesprächen die Positionen, Gedanken und Gefühle des Einzelnen zu vermitteln. Dafür braucht es Fertigkeiten wie Eloquenz, Problemlösungskompetenz, Einfühlungsvermögen, Kompromissfähigkeit und Kommunikationswille – und Zeit und Willen, diese ‚Kompetenzen' regelmäßig einzusetzen. Die zentrale Ausdrucksform sind Worte, am besten in ‚vernünftigen', d. h. rationalen und expliziten Argumenten vorgetragen. Die Kommunikation soll direkt und maximal ehrlich sein. Reflexionsfähigkeit und Empathie sollen wiederum offen für die anderen Positionen im Netzwerk machen.

„Du musst kommunizieren. Du musst auch sagen können: bis hier und nicht weiter. Du musst auch sagen können, heut hätte ich dich mal gerne da, heute möchte ich nicht, dass du weg gehst". (Henry)

Es geht darum, die eigene Position möglichst nachvollziehbar argumentieren zu können. Für bereits eingespielte Gruppen gibt es auch die Möglichkeit, Diskussionen technisch zu vermitteln bzw. zu unterstützen. Bisweilen wird Koordinationskommunikation an die Technik delegiert:

„So zum Beispiel schaut unser gemeinsamer Kalender aus [zeigt am Display]. Das ist mein Kalender, das ist Frau A's Kalender, das ist unser gemeinsamer Kalender, das ist Mann A und wann ist das Kind bei uns, weil das ändert ja unsere Planung komplett". (Fiona)

Länger- oder kurzfristige Zeitplanungen verlangen den einzelnen Mitgliedern Verlässlichkeit, aber auch andauernde Selbstbefragung und -beobachtung ab, insbesondere dann, wenn Flexibilität und Spontaneität wichtige Aspekte der Beziehungen sind. Es gibt beispielsweise in vielen Fällen keinen gemeinsamen Wohnraum, wo alle routiniert aufeinandertreffen. Wenn A davon ausgeht, bei B zu übernachten, dann muss B auch wirklich zuhause sein und A sich darauf verlassen können, dass Bs Wohnung darauf vorbereitet ist. Zu diesen Vorbereitungen gehören wiederum Wissen und Empathie:

„das ist so, dass ich dann abwechselnd für die eine oder die andere hier das Bettchen richte und ich bin auch professionell im Bettenbeziehen geworden, weil der einen ist das egal, die andere mag aber auf keinen Fall in Bettwäsche schlafen, wo jemand anders drin war, generell und deswegen hab ich mittlerweile so zwei Satz und wechsle das dann immer." (Paul)

Ideales Ziel aller Kommunikation scheint in den Interviews der *Konsens*. Dieser kann aber auch nach längerer Diskussion nicht immer erreicht werden. Dann müssen Kompromisse gefunden werden, was den Mitgliedern wieder Kompromissbereitschaft und Reflexionsvermögen abverlangt.

„für manche Situationen gibt's dann aber auch keine gute Lösung. Es ist so, na, ich glaub man muss sich dann auch in Poly-Beziehungen einfach klar sein, es gibt Situationen, wo es einfach Kompromisse gibt und es ist nicht immer einfach nur alles schön. Manchmal geht es auch da drum, eine Lösung zu finden, die möglichst allen halbwegs gerecht wird und möglichst wenig Schaden anrichtet". (Onna)

Kurzfristige Neuverhandlungen sind immer wieder notwendig. Hier zeigt sich wiederum die Norm der Offenheit hinsichtlich aller Gefühle, die dann auch im Moment so-

fort vorgetragen und ausgehandelt werden, damit alle z. B. einen ‚entspannten' Abend verbringen können. Es wird davon ausgegangen, dass Situationen entstehen, mit denen nicht alle gleichermaßen glücklich sind. Es wird aber auch angenommen, dass es durch Aussprachen gelingen kann, damit vernünftig und (demnach) relativ schmerzfrei umzugehen. Für diese Situationen haben z. B. Leo und seine Partner*innen ein spontanes Aushandlungsritual entwickelt, das eine schnelle und unkomplizierte Lösung hervorbringen kann.

„Wenn ich abends auf einer Feier bin und ich treffe mich da mit PartnerinA und PartnerinB ist auch da ohne MetamourA, dann ist das manchmal ein bisschen mühsam, weil ich das Gefühl habe, ich müsste mich auch um sie kümmern. Sie hat das Gefühl, sie müsste mir den Raum geben und dann will sie aber doch gekümmert werden. Und Partnerin B hat sowieso ein schlechtes Gewissen. Da sind wir alle drei so ein bisschen, da muss man sich dann hinsetzen und wirklich dann einfach klar sagen, so ich bin, ich verbringe jetzt Zeit mit ihr, dann geht's auch, man muss sich ja nur kurz hinsetzen und das ausreden." (Leo)

Solche Prozesse können sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, vor allem wenn sich Netzwerke häufiger verändern und sich daher immer wieder neu einspielen müssen. Quentin kommt es manchmal so vor, „als wäre das mein Nr.-1-Hobby, Beziehungen haben", weil zusätzlich zu der Zeit in den Beziehungen die Aushandlung dieser Beziehungen sehr viel Zeit in Anspruch nimmt.

In den Praktiken des Verhandelns werden ‚authentische' Gefühle, Bedürfnisse und Begehren hervorgebracht und in einen rationalen Verhandlungskontext überführt. Die Menschen erscheinen in den Interviewnarrativen als dauerkommunizierende und -reflektierende Beziehungsteilnehmer*innen, deren Gefühle, Bedürfnisse und Begehren sich voneinander unterscheiden. In diesem Prozess werden nachdrücklich Unterschiede zwischen den Menschen postuliert (‚er will/sie will'), die durch die Praktiken des Verhandelns sichtbar werden. Den bedürfnisbezogenen Differenzierungen von Individuen treten Prozesse entgegen, die die Beziehungsteilnehmer*innen entgrenzen und in ein Netzwerk auflösen. Dies zeigt sich insbesondere in zwei für Mehrfachpartnerschaften wichtigen Regelungen: Ehrlichkeit und Offenheit, insbesondere hinsichtlich aller Beziehungen, sowie eine verantwortungsvolle ‚Sexualhygiene'.

„Ehrlich sein haben wir, egal wie sehr es weh tut, wir sind ehrlich", meint etwa Gerda. Auch wenn dies immer wieder, geradezu imperativisch betont wird, so ist gleichzeitig immer wieder Gegenstand von Verhandlungen, was Offenheit über andere Partnerschaften jeweils heißt. Die einen wollen in den regelmäßig stattfindenden Gesprächen Details hören (was haben die Partner*innen gemacht, wie fühlen die Partner*innen füreinander), während die anderen nur über die Eckpunkte der Nebenbeziehungen informiert werden wollen (wann wird Zeit miteinander verbracht, passieren sexuelle Handlungen). Die Grenze zwischen Offenheit und Kontrolle gerät hier ins Fließen. Konzepte von Individualität lösen sich in diesen Netzwerken teilweise auf, wenn alle Teile des Netzwerkes die Möglichkeit und das implizite Recht erhalten, alles über andere Teile wissen zu dürfen: *Polyviduen* entstehen. Eine individuelle Erfahrung wird so zur Gruppenerfahrung und Erlebnisse, die nicht geteilt werden, zum Hindernis für die Gruppe. Gleichzeitig erhalten alle Teilnehmer*innen der Beziehungen Einfluss auf die anderen Beziehungen, da Verhandlungen auch weitere Partner*innen betreffen. Dieser Imperativ zeigt sich auch an den Urteilen über andere Menschen:

„Also, das war dann diese Freundin und die hat da wen mitgebracht und dann stellte sich da irgendwann auch raus, dass da heimlich was läuft und das finde ich irgendwie unehrlich, weil sich das dann so in den totalen Privatbereich abschiebt, wenn man das nicht offenlegt". (Sina)

Mit „totalen Privatbereich" wird eine weiter bestehende Individualisierung und Abgrenzung gegenüber dem Netzwerk bzw. der Gruppe kritisiert. Die kritisierte Person möchte die Nebenbeziehung und die damit verbundenen Gefühle und Tätigkeiten für sich behalten, Sina verlangt dagegen eine Auflösung dieser Privatheit und eine Veröffentlichung der Beziehung.

Analog ist dies bei einer zweiten, für die Interviewteilnehmer*innen wichtigen Regelung, die sexuelle Beziehungen betrifft. Wer mit wem in welchen Situationen welche Verhütungsmittel verwendet, wird explizit verhandelt. Die Verantwortung und Verlässlichkeit der einzelnen Partner*innen wird hier angerufen. In den Erzählungen ist dies einer der wenigen Punkte, an denen die Körperlichkeit und auch die körperliche Verwundbarkeit der involvierten Partner*innen explizit werden.

„Ich führ da eigentlich auch keine Regeln, außer benutzt bitte ein Kondom, das ist so ungefähr das einzige". (Quentin)

„Da wirklich bei der Verhütung, das ist wichtig. Weil wenn da einer daneben haut, dann betrifft uns das alle". (Fiona)

„Wenn einer daneben haut", d. h., wenn ein sexueller Kontakt mit einer anderen Person passiert, der ein ungewolltes Kind oder eine Geschlechtskrankheit erzeugt, hat dies auch Konsequenzen für ein körperlich entgrenztes Netzwerk. Vor allem über die Gefahr von Geschlechtskrankheiten werden körperliche Grenzen redefiniert. Körper, die sonst klar Unterschiede zwischen Individuen markieren (etwa in Verhandlungssituationen), werden hier brüchig. Sogenannte „leaky bodies" (Shildrick 1997) machen die Verbundenheit der Körper deutlich. Die körperliche Polyvidualisierung wird in dieser Situation sichtbar.

Die Subjektpositionen in den Narrativen zu den polyamoren Beziehungen pendeln zwischen Individuum und Polyviduum bzw. verklammern diese beiden Formen miteinander. Wir sehen diese spezifischen Subjektformen nicht als Grundlage für eine spezifische Form von Liebe und Beziehung, sondern – gewissermaßen umgekehrt – dass die Praktiken des Aushandelns bestimmte Subjekte hervorbringen, die im polyamoren Kontext normativ hegemonial gesetzt werden (z. B. das ‚ehrliche, offene, reflexive und nicht-konventionelle Individuum'). Die Form ‚individualisiertes Subjekt' verläuft vor allem über die rhetorische Betonung von je *eigenen* Bedürfnissen – Personen werden dabei als individuell unterschieden konturiert, was sich zudem durch die situative Gebundenheit von Bedürfnissen intensiviert. Zu dieser Form gehören Subjekte, die die eigenen wahren Bedürfnisse immer wieder suchen, finden und vermitteln (Foucault 1987). Zugleich lösen diese ständigen Verhandlungen durch den Imperativ zur andauernden Kommunikation und durch die überaus starke Wahrnehmung des Selbst als Teil eines komplexen Beziehungsgefüges Individuumsgrenzen auf: Im polyamoren Kontext sollen alle alles über alle wissen können. Die ständige Kommunikation der eigenen Aktivitäten, Gefühle und Gedanken macht Nicht-Kommunikation verdächtig. Es entstehen *Polyviduen.* Diese polyviduellen Subjekte erscheinen nicht als Einzelne, sondern

als Immer-Verbundene, die innerhalb dieses Verbundenseins zugleich hoch individuell sind.

4.3 Geschlecht

Interessant ist, dass Geschlechtsidentitäten und -körper in den Alltagsnarrationen unseres Materials kaum vorkommen. Die beteiligten Menschen erscheinen in den Aushandlungspraxen als höchst unterschiedliche Individuen, die sich gleichzeitig in ein Netzwerk auflösen. Diese Subjekte werden auf der manifesten Ebene nie mit geschlechtsspezifischen Fähigkeiten verbunden. Aber auch auf der latenten Ebene finden sich wenige Hinweise auf Vergeschlechtlichungen im engeren Sinne. Alle Menschen erscheinen in den Erzählungen als Kommunizierende und Aushandelnde, alle Personen haben eigene Bedürfnisse und sind gleichermaßen Teil der komplexen Beziehungsgeflechte (Pflichten und Rechte inklusive). Die rhetorisch naturalisierten Bedürfnisse erscheinen als höchst individuell, jenseits von ‚männlich' oder ‚weiblich'.[4] In den Erzählungen unseres empirischen Materials erscheinen geschlechtsneutrale Menschen, die vor allem höchst unterschiedliche Bedürfnisse sowie Kommunikations- und Verhandlungsfähigkeiten aufweisen. Die materiellen Körper der Beteiligten scheinen, zumindest narrativ, generell in den Hintergrund zu treten. Körper tauchen allenfalls da auf, wo es um Krankheit oder Sexualität geht. Im ersten Fall sind Körper Gegenstand der gemeinsamen Versorgung. Im zweiten Fall wird vor allem die körperliche Verbundenheit der Beziehungsteilnehmer*innen evident, insofern es um Sexualität als geteilte Verantwortung geht. Wir können hier lediglich vermuten, dass sich – neben nie auszuschließenden normativen Effekten durch das Wissen um z. B. feministische Positionen der Interviewenden – die Personen im Sample entlang des ‚Individualisierungsimperativs' als ‚jenseits von Geschlecht' erzählen. So geschlechtersoziologisch plausibel diese Interpretation anmuten mag, so sehr bedarf sie einer empirischen Analyse entlang der alltäglichen Praktiken. Wir sind zurückhaltend gegenüber einer allzu schnellen Interpretation, die die Omnirelevanz der Geschlechterdifferenz behauptet.

Offen bleiben muss hier auch die Frage, ob nicht doch implizite kulturelle Vergeschlechtlichungen die Sicht auf Rationalität, Verhandlungsgeschick, Organisation und Umgang mit Komplexität prägen. Gelten diese Qualitäten weiterhin als ‚männlich', wenn auch in besonders impliziter Weise? Damit würde sich u. U. eine analoge Problematik ergeben, wie sie bereits aus anderen Befreiungsbewegungen bekannt ist (Sigusch 2013): Vordergründig jenseits von Geschlecht als sexuelle Revolution für alle, Männer wie Frauen, propagiert – faktisch und praktisch aber doch auf überaus tradierten Geschlechtsdeutungen beruhend. Zugleich können wir, wenn dies so sein sollte, feststellen, dass dies nicht thematisierbar ist. Gesagt oder angedeutet wird es zumindest in unseren Interviews nicht.

4 Hier erscheint ein wesentlicher Unterschied zu tradierten Definitionen von Beziehungen, die auf Geschlechtskörpern und daraus folgenden Geschlechtsidentitäten beruhen. Deutungen und Praktiken, die Bedürfnisse in Beziehungen aus dem Geschlechtskörper oder aus der Geschlechtsidentität heraus erklären, lassen sich auch gegenwärtig in vielen heterosexuellen Beziehungen weiterhin finden (Schadler 2013).

5 Conclusio

Polyamoröse Beziehungen sind situative Formen von Liebe und Intimität, die aufgrund ihres dezidiert post-konventionalistischen Verständnisses besonders dynamisch scheinen. Mehrfachpartnerschaften können – wenn man die Selbstdeutungen der Beteiligten ernst nimmt – als sich transformierende Netzwerke von mehr als zwei Menschen, die verschiedene benannte und unbenannte Formen der Intimität beinhalten, definiert werden. Den Beziehungskitt stellen wiederholte ‚reflexive' Aushandlungsprozesse dar, die Intimität, Aufgaben und Bedürfnisse kommunikativ präsentieren und verarbeiten. Diese Kommunikationsprozesse bringen Subjekte hervor, die situativ individualisiert sind. Gleichzeitig lassen sich Subjektgrenzen in Praktiken, die implizieren, dass alle Beteiligten ihr Innerstes preisgeben und auch von anderen hören, schwer definieren. Es entstehen *Polyviduen*, die durch die transformierende Gruppenkonstellation konturiert werden. Diese Polyviduen sind gleichzeitig Gruppenindividuen und situative Einzelne mit Bedürfnissen, die in einer spezifischen Praxis als individualisiert und ‚ureigen' erscheinen. Zugespitzt formuliert: Prozesse der Mehrfachintimität hinterfragen Subjektgrenzen und verfestigen diese gleichzeitig. Hegemonial scheint dabei, so legt es unsere Empirie zumindest nahe, ein hochgradig reflexiviertes und hoch individualisiertes Selbstverhältnis, bei dem sich das ‚Polyviduum' und insbesondere die durch gründliche Introspektion und rationalisierte Kommunikation konturierten eigenen Bedürfnisse zum Maßstab der Gestaltung von Liebes- und Intimitätsbeziehungen macht. Die polyamorös lebenden Menschen erzählen sich als weitestgehend selbstbestimmt, d. h. jenseits von Konventionen, auch und gerade geschlechtlicher Art. Diese Aspekte gelten alle, das wollen wir betonen, für die rhetorisch-narrative Ebene der Selbstdarstellung. Wie sich – und ob überhaupt – diese Subjektivierung praxeologisch vollzieht, dazu können wir nichts sagen.

Die Situativität von polyamoren Beziehungen, die gleichzeitig feste langfristige Gruppenverbindungen erzeugen und Solidaritäten sowie gegenseitige Fürsorge ermöglichen, hinterfragen und unterminieren gängige Beziehungs- und durchaus auch Gesellschaftsstrukturen, insbesondere auf der diskursiven Ebene. Konventionelle Arbeits- und Rollenteilungen innerhalb von Beziehungen, aber auch innerhalb von Gesellschaften, werden nicht nur, aber eben doch auch in polyamoren Konstellationen diskutierbar, legitimationsbedürftig und ergo gestaltbar(er). Gleichzeitig wollen wir feststellen, dass gerade neoliberal-gouvernementale Strukturen auch solche post-konventionellen Beziehungsformen gut vereinnahmen können. Hinweise darauf lassen sich in medialen Darstellungen finden, die polyamoröse Beziehungen als optimierte ‚Konsum'-Praxen verhandeln, die ideologischen Anforderungen von Ungebundenheit und Flexibilität entsprechen, oder als patriarchale Gruppen, die Machtpositionen bei spezifischen Subjekten bündeln. Die Verhandlungsprozesse unserer Interviewpartner*innen implizieren allerdings eher Bemühungen in Richtung egalitärer Differenz, indem allen Bedürfnissen möglichst konsensuell entsprochen werden soll. Gerade auch durch Probleme, die sich daraus ergeben, dass Mehrfachpartnerschaften rechtlich nicht legitimiert werden können, zeigen sich die Interviewten sensibilisiert für gesellschaftliche Hierarchien und für alltägliche Prozesse, die Ungleichheiten erzeugen.

Literaturverzeichnis

Anapol, Deborah (1997). *Polyamory: The New Love Without Limits: Secrets of Sustainable Intimate Relationships*. San Rafael: Intinet Resource Center.

Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Easton, Dossie & Hardy, Janet (1997). *The Ethical Slut: A Practical Guide to Polyamory, Open Relationships & Other Adventures*. Berkeley: Celestial Arts.

Foucault, Michel (1987). *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Giddens, Anthony (1993). *Wandel der Intimität: Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Fischer.

Goldman, Emma (1978). *Gelebtes Leben*. Berlin: Karin Kramer.

Haritaworn, Jin; Chin-ju, Lin & Klesse, Christian (2006). Poly/logue: A Critical Introduction to Polyamory. *Sexualities, 9*(5), 515–529. http://dx.doi.org/10.1177/1363460706069963

Hitzler, Ronald & Honer, Anne (1994). Bastelexistenz: Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 307–315). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Ho, Petula Sik Ying (2006). The (Charmed) Circle Game: Reflections on Sexual Hierarchy Through Multiple Sexual Relationships. *Sexualities, 9*(5), 547–564. http://dx.doi.org/10.1177/1363460706069966

Hummel, Katrin (2013). Balanceakt zu dritt. FAZ, 27.03.2013. Zugriff am 12. Juni 2015 unter www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/polyamore-liebe-balanceakt-zu-dritt-12126202.html.

Klesse, Christian (2006). Polyamory and Its 'Others': Contesting the Terms of Non-Monogamy. *Sexualities, 9*(5), 565–583. http://dx.doi.org/10.1177/1363460706069986

Kortendiek, Beate (2004). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 384–394). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-99461-5_48

Mayer, Stefanie (2015). *Weil die Basis sicher ist*. Zugriff am 5. Mai 2015 unter www.zeit.de/community/2015-05/polyamorie-erfahrung-positiv.

Pieper, Marianne & Bauer, Robin (2014). Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren Als Transformative Kraft? *Journal für Psychologie, 22*(1). Zugriff am 15. Februar 2015 unter www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/321.

Ritchie, Ani & Barker, Meg (2006). 'There Aren't Words for What We Do or How We Feel So We Have To Make Them Up': Constructing Polyamorous Languages in a Culture of Compulsory Monogamy. *Sexualities, 9*(5), 584–601. http://dx.doi.org/10.1177/1363460706069987

Roseneil, Sasha & Budgeon, Sehelley (2004). Cultures of Intimacy and Care beyond 'the Family': Personal Life and Social Change in the Early 21st Century. *Current Sociology, 52*(2), 135–159. http://dx.doi.org/10.1177/0011392104041798

Rubin, Gayle (2003). Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. In Andreas Kraß (Hrsg.), *Queer denken. Queer Studies* (S. 31–79). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schadler, Cornelia (2013). *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript. http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839422755

Schroedter, Thomas & Vetter, Christina (2010). *Polyamory: Eine Erinnerung*. Stuttgart: Schmetterling.

Sheff, Elisabeth (2005). Polyamorous Women, Sexual Subjectivity and Power. *Journal of Contemporary Ethnography, 34*(3), 251–283. http://dx.doi.org/10.1177/0891241604274263

Shildrick, Margrit (1997). *Leaky Bodies and Boundaries: Feminism, Postmodernism and (Bio) Ethics*. London: Routledge.
Sigusch, Volkmar (2013). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt/Main: Campus.
Villa, Paula-Irene (2015). Kritische (Sexualitäts-)Theorie als post-essentialistische Theorie? *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, (1), 135–141.
Villa, Paula-Irene & Meßmer, Katharina (Hrsg.). (2014). Intimitäten. *Feministische Studien*, (1).
Villa, Paula-Irene & Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2009). *Mütter – Väter. Diskurse, Medien, Praxen.* Münster: Westfälisches Dampfboot.
Widmer, Eric & Jallinoja, Riitta (Hrsg.). (2008). *Beyond the Nuclear Family: Families in a Configurational Perspective*. Bern: Peter Lang.
Ziegler, Ali; Matsick, Jes; Moors, Amy; Rubin, Jennifer & Conley, Terri (2014). Does Monogamy Harm Women? Deconstructing Monogamy with a Feminist Lens. *Journal für Psychologie, 22*(1). Zugriff am 15. Februar 2015 unter www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/323/354.

Zu den Personen

Cornelia Schadler, Dr., Erwin-Schrödinger-Stipendiatin, Institut für Soziologie, Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Wahlfamilien, Polyamorie, New Materialism, Intimität.
Kontakt: Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie, Konradstraße 6, 80801 München
E-Mail: C.Schadler@lmu.de

Paula-Irene Villa, Prof. Dr., Lehrstuhlinhaberin für Allgemeine Soziologie und Gender Studies. Institut für Soziologie, Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Geschlechtersoziologie, Biopolitik, Cultural Studies, Gender & Science.
Kontakt: Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie, Konradstraße 6, 80801 München
E-Mail: paula.villa@lmu.de